Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 29

Artikel: Das Stadtbataillon 28 anno 1914

Autor: Christen, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641747

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und Eva vorbeifuhren. Sogar die Tauben hatten in den Blasrohrzeiten keine gefreuten Stunden im Dorf. Freilich ernteten wir da oft nur Leid und Gram, wo wir doch mit jugendlicher Lust gesäet hatten. Ein anderes Geschoß, der Schleuder verwandt, war dann auch die Lehmkugel. Wir rollten also Lehmkugeln in verschiedenster Größe zwischen den Händen gar zierlich aus, steckten sie auf Weidenruten und schossen bezw. schnellten sie nach allen möglichen Zielen ab. Auch das war ein recht wenig beliebtes, gar stillwirkendes Geschoß. Wir schleuderten es nicht nur, tückisch verborgen, in die Schaufenster, ja durch die Fenster in die Spiegel der guten Stuben, sondern etwa auch, hinter den Säulen des Liebfrauenbrunnens versteckt, auf die guten Höckerinnen der Kramgasse vor dem Kloster und auf ihre ehrwürdigen Devotionalien. Wenn sie dann aber merkten, woher diese währschaften Klebkugeln kamen, taten sich die Schleusen ihrer Beredsamkeit auf, also daß die Wasserkünste von Versailles ein Dreck dagegen waren. Manchen schönen Zylinder haben wir so geschändet, der von auswärts in unsere heilige Wüste hineingetragen wurde. Aber genug. Oder soll ich noch von andern Geschossen der Jugend berichten? Etwa wie die bösen Buben unseres Dorfes die armen Kröten und Fröschen im Wonnemonat April in die Lüfte brettelten, daß die Leute sich bekreuzten und meinten, es regne, wie zu Moses Zeiten in Aegypten, Frösche. Oder wie wir, aus meines Vaters großem Pulverhorn, hinter den Grünhägen versteckt, schreckliche „Füürtüfel" in die Zaunpfähle verpfropften und wie sie dann, vor den Augen der vorbeigehenden guten Hirten, bremsenartig zu schnurren begannen und mit Donnergepolter losgingen. Dieses Geschoß war aber für uns, wie ein altes Schweizerschwert, eine zweischneidige Gefahr. Oder soll ich — aber nein, es tut's. Daß im Winter (und wie lang ist er bei uns!) vor unserer Schneeball-Schießkunst nichts sicher war als Sonne und Mond, werdet ihr ja schon begreifen.

Kurzum, reichlich hatten wir und schafften wir uns Waffen, um uns schon frühzeitig als Schützen auszubilden. Und neben Tell und Lederstrumpfs Falkenauge waren uns eben unsere alten Waldstattschützen leuchtende Vorbilder. Und bei all unserm einfachen Schießzeug und Wildschützentum, meinten wir doch auch das Vaterland. Es war uns föhnklar wie's unsere Grauen meinten, wenn sie, dichtgeschart ums Rabenbanner zum Wettkampf ausrückten.

(Aus der Festzeitung Nr. 1 vom Eidg. Schützenfest in Aarau 1924.)

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen. 3

Wir fahren in den Jura.

In Bümpliz mußte eifrig exerziert werden. Man klopfte Taktschritt, Gewehrgriffe, machte Drehungen und übte sich im „Vorprellen". Mit der Kriegsmobilmachung waren auch die sonst nicht wiederholungskurspflichtigen Postbeamten eingerückt. Die meisten von ihnen hatten das in ihrer Rekrutenschule Gelernte wieder verschwitzt. Sie wurden zu einer eigenen Gruppe vereinigt und mit dem A-B-C des Drilles beglückt. Dabei waren sie aber durchaus willig und diensteifrig. In das Gebiet des „Kriegerischen" gehörte das Schleifen der Bajonette und Schwärzen der Säbelscheiden. Ganz gehörig wurden die Kriegsartikel verlesen. Sie lauteten scharf und drohend, man merkte es schon wieder, es war Krieg! Der Bataillonsarzt demonstrierte uns vor, wie die Büchse mit dem Verbandstoff zu öffnen und der Inhalt zu verwenden sei. Man hörte von Arm-, Bein-, Brust- und diversen andern Schüssen, von Säbelhieben, Bajonettstichen und Granatsplittern. Es lief uns kalt den Rücken hinunter. Füsilier V. wurde sterbensbleich und G. fiel um. Der Gedanke an diese schrecklichen Möglichkeiten trug ihm eine Ohmacht ein. Unser Arzt brach dann ab, wir wußten schließlich genug.

So ging der Donnerstag vorüber. Am Freitag wurden die Tagesbefehle unseres Generals, des Divisions- und Brigadekommandanten verlesen. Bei diesem Anlaß hielt unser Hauptmann B. an seine aufmerksame Kompagnie folgende Ansprache:

„Manne, heit'er Muet?"

„Jawohl!", tönte es aus zweihundert Kehlen.

„So isch's rächt. Jetz losit: Der Chrieg duret nit länger als vierzäh Tag. Zum Chriege bruuchts erschtens Gäld, zweutens no einisch Gäld und drittens wieder Gäld. Und so viu Gäld het gar niemer. Es sy z'viu Staate i däm Chrausimausi verhänkt, daß es länger cha gah. Was üs sälber wartet, wüsse mer no nid, aber uf all Fäll wärde mir der Ma stelle, chöm was well. Heit'er mi verstande?"

„Jawohl!"

Hätte nach dieser Rede einer prophezeit, wie lange dieser Krieg in Wirklichkeit dauern werde, der Mann wäre glatt in die Waldau eingeliefert worden.

Schon in Bümpliz war der Befehl ausgegeben worden, auf den Korrespondenzen nach Hause keine Ortsangaben zu machen. Trotzdem kamen schon am Donnerstag Angehörige aus der Stadt dahergepilgert und am Freitag wurde erst recht nochmals Treue geschworen, zur Vorsicht ermahnt usw.! Man wußte, es war der definitiv letzte Abend zu einem Wiedersehen, in der kommenden Nacht „gehe es los". Wir wußten nur nicht sicher wohin. Man sprach vom Jura, aber auch von der Rheingegend. Beim Bummel nach dem Hauptverlesen behauptete ein Wachtmeister einer andern Kompagnie, die Franzosen wollen Genf überrumpeln und die dritte Division müsse sich daher in dieser Richtung in Fahrt setzen. Es ist überhaupt unglaublich, welch' unsinnigen Gerüchte damals umgingen. Die Zeitungen waren an diesem Umstand nicht schuldlos. Unser Oberleutnant B. liebte es, wenn seine Leute bei den Uebungen in der prallen Sonne genug geschwitzt hatten, sich in den Schatten eines nahen Wäldchens zu „verziehen" und aus den immer vorhandenen neuesten Extrablättern vorzulesen oder vorlesen zu lassen. Er war ein flotter Mensch, dieser Vorgesetzte, wir hatten es bei ihm nicht bös. Wenn eine Sache so klappte, wie er es haben wollte, plagte er seinen Zug nicht länger damit. Leider verließ er uns bald wieder, er wurde als Adjutant in den Regimentsstab versetzt. Sein Nachfolger im Kommando war auch wieder von gleicher Art, in erster Linie Gemütsmensch und erst nachher „Kriegsgurgel". Dennoch, vielmehr gerade deswegen, blieb unser Zug immer einer des besten, durch und durch diszipliniert und allen Aufgaben gewachsen.

Am 8. August (Samstag) trommelten um 2 Uhr nachts die Tambouren Tagwache. Um Drei marschierte das Bataillon ab und befand sich eine Stunde später in der Eilgutgasse und auf dem Bubenbergplatz. Still und wie ausgestorben war es in der Stadt, es fing erst an zu dämmern. Diesmal wurden wir nicht von Zivilisten umringt, keines der Angehörigen vermutete uns um diese Zeit in der Nähe. Es war auch nicht nötig, immer und immer wieder Adieu zu sagen.

Die Vögel fingen an zu pfeifen, ein prächtiger Tag zog herauf, hell, klar, wunderschön. Auch vereinzelte Leute wurden sichtbar, Bahnpersonal und einige wenige Reisende für die ersten Morgenzüge. Auf den Rangiergeleisen pfiffen die Lokomotiven, welche die Wagen für uns bereitstellten. Alle besprachen die bevorstehende „Fahrt ins Blaue", niemand konnte sagen, wie es bei uns 24 Stunden später aussehen würde und was an ungewissen Ereignissen bevorstund. Die meisten, auch ich, hatten den Jura noch nie gesehen, das heißt, wir kannten davon bloß die ferne Silhouette. Von meiner Kinderzeit her war ich am Fuße des Jura gut

bekannt, besonders in der Bielersee- und Neuenburger-Gegend. Ueber Orvin (obenher Biel) hinaus hatte ich es jedoch nicht gebracht, auch nicht im Militärdienst, der mich in der Rekrutenschule in das Seeland geführt hatte. Ich freute mich ungemein auf die Fahrt in das unbekannte Land, auf die Leute, die ich dort treffen würde und auf die Erlebnisse, die nach dem langweiligen Bureauleben und eintönigen Alltag meinem Dasein eine andere Richtung, einen romantischen Sinn geben sollten. Der Gedanke an eine mögliche Schlacht mit irgend einem unserer Nachbarn hat sich bei mir nie festgesetzt, tatsächlich war ich diesbezüglich ganz ohne Sorgen. Ob es unverwüstlicher Optimismus war oder der ungestüme Drang nach „Erleben" einer an Freuden armen Jugend, ich weiß es nicht zu sagen. Wahrscheinlich von beidem etwas. Wie man mit seinem Schicksal, seinem Empfinden und Sehnen nie allein dasteht, vielleicht sogar staunen würde über die große Zahl gleichgearteter Mitmenschen, war ich in meinen Gedanken eins mit vielen, vielen andern Kameraden. So wenig glaubhaft und widersinnig es erscheinen mag, die Jahre der Grenzbesetzung waren die glücklichsten Zeiten meines Lebens. Das brachte es mit sich, daß ich mit Leib und Seele darin aufging, die härtesten Strapazen spielend überwand und daß kein noch so mieses Hundewetter, weder Müdigkeit, Durst noch Hitze meine gehobene Stimmung zu trüben vermochte. Der Dienst bedeutete für mich keine sogenannte Frohn, sondern „Freiheit" im vollsten Sinne des Wortes.

Doch gehen wir zurück in die Eilgutgasse. Nach zwei Stunden Wartens, die man mit Plaudern, Rauchen und Teetrinken vertrieb, konnten wir einsteigen. Unser Zug kam genau vor einen Wagen zweiter Klasse zu stehen, wir 50 Mann verfügten somit wie die Offiziere über Polstersitze. Die meisten machten es sich denn auch wie richtige „Neureiche" bequem, räckelten sich mollig, zündeten die Pfeife an und genossen während einigen Stunden das Leben eines reichen Mannes, der sich eine Fahrt II. Klasse zu leisten vermag. — Wir waren unser Fünf, die auf diesen schwelgerischen Genuß gerne verzichteten und es uns auf den Trittbrettern bequem machten. Dort war es nämlich in der zu erwartenden Hitze des Tages viel angenehmer, es bot sich ungehinderter Ausblick nach beiden Seiten, was beim Durchfahren unbekannter Gebiete von unschätzbarem Vorteil ist. Im Laufe des Tages wurde trotz geöffneten Fenstern die Gemütlichkeit in den wärmespendenden Polster-Coupés getrübt. Man beneidete uns um die Freiluftsitze, doch gaben wir sie nicht her.

Es war bald sieben Uhr, bis wir endlich losfahren konnten. Schon recht viele Frühaufsteher beiderlei Geschlechts hatten sich auf den Passerellen postiert, wie wir mit Sang und Klang endgültig von Bern Abschied nahmen. Auf wie lange? Zufällig erblickte ich beim Wegfahren auf der Ueberführung nach der Speichergasse meinen jüngern Bruder, der als Vorunterrichtsschüler freiwillig mit dem Landsturm Dienst tat und hier nun Schildwache stund. Ich hätte es an seiner Stelle auch nicht anders gemacht.

Schon auf der Strecke bis Biel gab es viel zu sehen: Schildwachen auf den Eisenbahnbrücken, karabinerbewaffnete Streckenwärter, das Lokomotivpersonal sämtlicher kreuzenden Züge mit der eidgenössischen Armbinde geschmückt. Auf den Feldern erblickten wir auffallend viele Frauen und Mädchen und wenig Männer. Alle winkten oder riefen uns zu. Wir fühlten es, alle diese Herzen schlugen im Gleichklang derselben patriotischen und doch bangen Gefühle. Es war ein allerletztes bewegtes Abschiednehmen der engern Heimat.

In Biel mußten zwei Lokomotiven vorgespannt werden, die uns keuchend die Taubenlochschlucht hinauf nach Sonceboz und dann nochmals steigend über Pierre Pertuis nach Tavannes schleppten. Bis dorthin wurde es beinahe Mittag, denn das Tempo war sehr gemächlich, was nicht anders möglich war bei dem ungeheuren Truppentransport, der alle fünf Minuten die Strecke passierte. Von Zeit zu Zeit überholen wir auf der Straße, die sich dem Bahngeleise entlang zieht, marschierende Truppen der zweiten Division, Artillerie-Abteilungen, Trainkolonnen und Kavallerie-Schwadronen. Singend und winkend grüßen wir uns. Dem 9. Regiment von der II. Division, das sich in Reconvilier befand und in der Nacht alarmiert worden war, um zu Fuß Delsberg zu erreichen, war, wie man später hörte, als Vorsichtsmaßregel das Singen verboten worden. Bei mehr als 20 Kilometer Entfernung von der Landesgrenze! Eines jener unsinnigen Gerüchte über einen französischen Einbruch in der Ajoie soll der Anlaß hiezu gewesen sein! (Fortsetzung folgt.)

Heuet vor fünfzig Jahren.

Von Frieda Schmid-Marti. (Schluss.)

Plötzlich schreit der Seppli: „Jetz überchöme mer z'Morge!" Wirklich: Durchs Mattenweglein kommt Mädeli mit dem weißen Armkorb und dem Steingutkrug. Es trägt dazu noch eine Holzgabel in der einen Hand. Groß und schlank schreitet es daher, sittsam und säuberlich. Ueber dem faltigen Kittel trägt es die grobe, selbstgesponnene Schürze. Das einfache, schneeweiße Hemd mit den bauschigen Aermeln wächst aus dem schwarzen Mieder grob und kunstlos und umschließt doch reizvoll den schlanken, gebräunten Mädchenhals. Mädeli stellt den Korb unter den großen Eichbaum, die Kanne daneben und ruft: „Hurti cho z'Morgen ässe! D'Rösti chautet süsch!" — Die Männer legen die Sensen nieder, waschen im Bach die Hände und trappen hinzu.

Mädeli nimmt die Röstiplatte aus dem Korb und stellt sie ins tauige Gras, langt jedem einen Löffel, schneidet vom mächtigen Brotlaib Riesenstücke herunter und verteilt sie. Aus dem schneeweißen Zwächeli (Serviette) wickelt es die fünf roten Chacheli, füllt jedes mit dampfendem Kaffee und reicht sie in die Runde. Zuletzt hockt es selber nieder und greift zu. — Der Durs liegt bäuchlings und läßt es sich schmecken. Sami kniet neben dem Korb und reckt den Arm, daß er die Röstiplatte erlangen mag. Der Aetti lehnt den müden Rücken an den Eichstamm. Seppli hockt auf gekreuzten Beinen und kaut mit vollen Backen. Er führt die gehäuften Löffel Rösti mit sichtbarem Behagen zum Munde.

„Hoffetlig liegt der Vormäder bim Aesse o iche wie bim Wärche", neckt der Aetti.

Aus dem nahen Wäldlein schlägt leises Vogelgezwitscher. Der nahe Bach rieselt und gluckst. Ein frischer, herber Geruch von geschnittenem Gras steigt aus der Wiese. Schon vergoldet der Sonne Licht die Spitze des Bergrückens. Durch die herabhängenden Zweige des Eichbaumes sickert es gedämpft auf die Ruhenden. Der Aetti blinzelt mit müden Augen in das grünbesonnte Schattendach.

„So Manne", sagte er nach dem Essen, „mir löh 's Stümpli em Lümpli. Am Bach noh mueß me no stumpe, ghörsch Seppli? Mir angere göh go worbe." — —

Mädeli und die Männer ergreifen die Holzgabeln, stellen sich jedes an eine Mahde und zetten das schwere, tauige Gras. Wie grüne, wallende Fahnen wirbelt es um die Köpfe. „Siebe Gable vou i der Luft, u die achti im Schwung", lacht der Aetti, so het me aube gseit. Jungi Arme sött das chönne verrichte, aber miner si z'gschtabelig worde." — Er zettet bedächtig und gründlich der Sonne das üppige Gras dar.

Endlich ist die letzte Mahde gezettet, der letzte Grasschübel geschnitten. Der Aetti ergreift Sense und Gabel, schwingt sie auf die Schultern und sagt: „Sägnis Gott üses